

## INHALTSVERZEICHNIS

<i>Zu Beginn</i> .....	9
<i>Deutschland</i> .....	13
<b>Christoph – Oberfranken</b> .....	13
Der Stoppelgeiger .....	13
<b>Emil – Der Niederrhein</b> .....	31
Am Lager .....	31
<b>Friedrich – Das Dreibergeland</b> .....	41
Die Jährlingsjagd .....	41
<b>Hans Caspar – Oberbayern</b> .....	49
Der Dießener Einfänger .....	49
<b>Moritz – Unterfranken</b> .....	57
Auswahlprobleme .....	57
<b>Thomas – Das Nahetal</b> .....	63
Der Blutmondbock .....	63
Die Nachsuche .....	71
Im Guldental .....	79
<i>Österreich</i> .....	85
<b>Carl – In der Weststeiermark</b> .....	85
Der Langgesuchte .....	85
Ein Lebensbock .....	95
<b>Fritz – Im Mostviertel</b> .....	107
Die Wiedergutmachung .....	107
Die Tannwaldwiese .....	119

## INHALTSVERZEICHNIS

Die Dackeljagd.....	125
<b>Hapsi – Im Innviertel</b> .....	133
Das Vierkanterschloss .....	133
Der Dreistangler .....	141
<b>Johannes – Im Waldviertel</b> .....	155
Der Weite .....	155
<b>Lelio – In der Kleinsölk</b> .....	161
Der vom Lärcheck .....	161
<b>Phips – In der Obersteiermark</b> .....	173
Der Bock in der Rauberwand.....	173
<b>Vinzenz – Im Weinviertel</b> .....	181
Die Heimkehr.....	181
<b><i>Böhmen</i></b> .....	197
<b>Aki – Die Moldau</b> .....	197
Der aus Kralov .....	197
<b>Aleš – Die Duppauer Berge</b> .....	205
Lovecká horečka .....	205
<b>Nando – Südböhmen</b> .....	219
Der »Lückenfüller« .....	219
<b>Riprand – Mittelböhmen</b> .....	227
Der »Gute« und das »Zebra« .....	227
<b><i>Epilog</i></b> .....	237
Schlussbemerkung.....	237



DER STOPPELGEIGER

## DEUTSCHLAND

Christoph – Oberfranken

Der Stoppelgeiger

**B**eginnen wir in Franken, denn da habe ich Verwandtschaft. Eine direkte Cousine hat dorthin geheiratet, und nicht viele Jahre darauf hat meine Schwester sich deren Schwager angetraut. Die beiden Brüder sind große Jäger. Mein Schwager schießt eine gefährlich gute Flinte, und mein Schwippschwager dazu noch eine ebenso gute Kugel. Er ist der ältere der beiden Brüder und hat so den Familienbesitz samt Jagd übernommen. Dort war und bin ich immer wieder zu Drückjagden eingeladen, und jedes Mal, wenn ich dabei auf den Stand ging, dachte ich mir, dass hier gut Blatten sein müsste.

Nun muss ich zur genaueren Erklärung eine Jungendstunde beichten: als meine Cousine und Christoph etwas über ein Jahr verheiratet waren, fand in ihrem Dorf ein Feuerwehrfest statt, und die beiden hatten die Schirmherrschaft. Für meine Cousine war das eine Premiere, und sie bat mich hin, als »Unterstützung aus der Heimat«. Solch

einer ehrvollen Verpflichtung entzieht sich kein anständiger Mensch. Ich kam am ersten der drei Festtage an, irgendwann gegen Mittag. Auf langes Klingeln hin erst rührte sich etwas im Haus. Oben im ersten Stock schwang ein Fensterflügel auf, Christoph sah grauen Antlitzes und sichtlich übelst verkatert auf mich herunter: »Ich will kein Wort hören!« Natürlich schonte ich ihn nicht, natürlich schwor er mir blutige Rache darob.

Am Abend gingen wir alle über die Straße ins Festzelt, wo die Brauerei aus dem Nachbardorf beinah im Zeitakkord ein Fass eines unsagbar süffigen Biers nach dem anderen anschlug. Christoph als Festherr stellte seinen Gast brav allen Dorfhonoratioren vor, insbesondere allen seinen Holzhauern. Die hatte er vorher sozusagen dienstverpflichtet: der Reihe nach schleppte mir ein jeder davon eine Maß an, und als höflicher Mensch trank ich die dann auch. Irgendwann wunderte ich mich dann doch, wie viele Holzhauer Christoph da in Lohn und Brot hielt. Aber was soll's: man ist Gast und weiß um seine Pflichten. Irgendwann spürte ich dann doch die Wirkung und wusste, dass ich grad jetzt noch einen halbwegs ehrenvollen Abgang schaffen mochte, aber keinen Schluck später. Aus nachfolgendem Bericht des Anstifters ist mir die Menge des von mir ehrlich konsumierten Bieres über einen langen Abend weg bekannt. Ich verschweige sie, weil man mich sonst der Prahlerei bezichtigen möchte. Sagen wir so: Ich war damals einundzwanzig Jahre alt. Da packt man dreizehn Maß und eine Halbe grad noch.

Ich weiß, dass ich das Festzelt aufrechten und geraden Ganges und ohne Lallen verlassen habe. Kaum über die Straße und im Hof des Hauses bin ich dann zusammengebrochen und habe mich auf allen vieren zur Haustür und die Treppen hinauf in mein Zimmer verfrachtet. Über den Rest breite ich den Mantel der christlichen Nächstenliebe. Nur so viel: Als meine Schwester sich drei Jahre darauf mit Christophs Bruder verlobte, war wieder Feuerwehrfest. Und als sie den Honoratioren vorgestellt wurde, so wie ich seinerzeit, da hieß es ein ums andere Mal:

»Du bist die Schwester vom Bertram? Der kann saufen!« Ich habe mich lang nicht mehr dorthin getraut. Man hat ja einen Ruf zu verlieren.

Dass ich dann doch wieder nach langer Schamfrist (zwanzig Jahre, um genau zu sein) dorthin kam, das verdanke ich einem der beiden Söhne des Hauses. Meinen Neffen Seb und mich verbindet eine gute Freundschaft. Ich habe ihm beruflich einen kleinen Schubser gegeben, und wir haben einige spannende und lustige Jagden von England bis Serbien miteinander verbracht. Irgendwann hatte ich mir die Frechheit gestattet und ihm gegenüber bemerkt, dass ich eigentlich sehr gern einmal zu ihm in die Fränkische Schweiz zum Blatten kommen würde. Ich lade mich normalerweise nicht selbst ein, auch wenn es mich manchmal noch so danach juckt. Aber damals hab ich es doch getan, und ich freue mich, dass ich damit Erfolg hatte.

»Also, der Papi hat da einen Bock für dich ausgeguckt, den sollst du eigentlich schießen.« Damit begrüßte Seb mich, als ich am 5. August in Oberfranken ankam. »Aber wir schauen schon noch auch woanders hin!« Es wurden prachtvolle Blattgänge in einem spannenden Revier: Da gibt es von sanft rollenden Hügeln bis hin zu übel steilen Hängen alles. Der Mischwald steht dicht, der Unterwuchs noch dichter, und zwischendrin und davor sind weite, satte Felder. Auf einem davon, das kurz zuvor abgeerntet worden war, hatte der mir zgedachte Bock am hellen Tag Scham und Anstand vergessen und sich vor den Augen des Jagdherrn intensiv mit einer Geiß vergnügt. Daher kam auch sein Name: »Der Stoppelgeiger«.

Mich auf den zu führen, das hatte sich der Jagdherr vorbehalten. Bevor er die Zeit dazu hätte, sollte ich mit Seb ein paar andere Revier-ecken abklappern und schauen, ob dort etwas ginge. Wir blatteten uns quer durch die Wälder. Es gab viele spannende Begegnungen auf zum Teil extrem kleinräumigen Ständen. Mal waren die Springenden nicht passend, mal waren sie recht. Aber dann hatten sie uns spitz, bevor Seb oder ich sie hätten recht ansprechen mögen. Mal waren die Stände

bezaubernd schön, wie der oben auf den Felsen, aber da kam kein Bock. Mal waren sie dunkel und dicht wie der im kleinen Tal hinter den Scheunen, aber da trottete auf den Ruf nur eine Geiß daher. Gut ausgesucht waren sie alle, Seb hatte sich massiv ins Zeug gelegt und sich Gedanken gemacht.

Auf den Stoppelgeiger hatte ich es mit Christoph am zweiten Nachmittag versucht. Der stand in einem Eck, das nicht einfach war: An einem Südhang schiebt sich da das Feld zwischen zwei kleine Hölzer hinein, und an das schmalere der beiden schließt sich dichter und teils junger Wald an. Da hieß es der Stoppelgeiger seins. Wir hatten es bei ungünstigem Wind am Rand dort versucht. Christoph hat übers Blatten wahrscheinlich mehr vergessen, als ich je lernen werde. Zumindest hat er mein Blattbuch mit den Worten quittiert: »Wenigstens verrätst du nicht alle Tricks.« In dem Jahr und am Rand des Wäldchens, in dem der Stoppelgeiger hauste, hat er sie aber alle probiert. Der Bock kam auch, aber eben nur bis nicht ganz an den Rand des dunkelsten Krauts darin. Da zog er dann auf und ab, und egal, wie sehr Christoph es auch auf Efeu und anderen Instrumenten bis hin zu einem Blatter aus löti-gem Silber samt eingraviertem Wappen probierte: Heraus kam er nicht. Und als der Wind einen Zentimeter nach der falschen Richtung übers Halbe hinausging, sprang der Stoppelgeiger indigniert schimpfend ab.

Man kann es nicht zwingen, auf der Jagd nicht und auf der Blattjagd dreimal nicht. Es wäre ja auch schade, wenn das ginge. Man kann es versuchen, und das ist eigentlich schon genug des Dürfens. Es sprang wenig. Wenn es sprang, war es nicht passend. Wenn es passend war, sprang es so von hinten in den Wind, dass nichts zu wollen war. Seb probierte als Pürschführer alles, was möglich war. Was unmöglich war an Ständen, das probierte er auch aus, mit entsprechendem Erfolg. Einer war dabei, der schön aussah: Das war ein – wenn man so sagen will – Talschluss mitten im Wald. Eine halbrunde Mulde, reich an Bodenbewuchs, genug Blößen aber drin, dass da eine Geiß den Bock im

Reigen herumbrunften mochte. Rundherum und den Hang hinab war laubiges Hochholz, davor ein guter Strauchrand. Nach oben hin war eine kleine Wand, nach hinten hinaus lag dunkel-kühles Buchengeheister. Und mittendrin war ein Hochstand, auf dem wir in der prallhellen Mittagssonne saßen. Natürlich kam der Bock direkt im Rücken aus den Buchenheistern, natürlich hatte er die beiden dicken, nach schwitzendem Menschen duftenden Brocken auf dem Präsentierteller sofort spitz, natürlich sprang er genau auf zehn Schritt zurück in die schützenden Buchen und belferte dort empört herum. Heraus kam er natürlich auch nicht mehr. Ich kenne solche Situationen aus eigenem Leid gut genug, um meinen Spaß dran zu haben, auch wenn der in diesem Fall bös und diebisch war.

Am letzten Abend klappte es dann doch noch: Seb hatte einen Platz im Hochholz gewählt, einen sehr guten Schrotschuss vor einer kleinen Fichtendickung: »Und jetzt blatte ich mal, damit hier mal was geschieht!« Den Seinen gibt's der Herr, wurscht, ob sie wachen oder schlafen. Nach fünf sehr sauberen Tönen auf dem Efeublatt war der Bock da. Der Pürschführer gab ihn frei, er lag im Feuer. Ich war froh, und ich war stolz. Man hat es nicht oft, dass ein Jäger, den man auf sein erstes erpürschtes Stück Wild geführt hat, den Gefallen retourniert. Es war ein schöner Moment, als wir den Bock im Schlossgewölbe aufgehängt haben. Merke: Anständige Jagden haben heutzutage zwar auch so etwas Profanes wie eine Kühlkammer. Aber die liegt dann eben unterm Tonnengewölbe eines alten Gemäuers.

Der Jagdherr war weniger froh und stolz. Der Bock war zwar völlig passend, aber zum jagdführenden Sohn meinte der Vater: »Das ist ja doch eine echte Peinlichkeit. Da lädst du deinen Onkel ein, scheuchst ihn im Hochsommer quer durch die fränkische Schweiz, und dann gibt's grad mal einen miserablen Spieß ab.« Ich bat mir das G'wichtl dennoch aus – auch wenn der Jährling wirklich bedauernswert schwach war – und weil ich von den vielen Trophäen im Haus weiß, dass der

Jagdherr die Tuschfeder auf dem gebleichten Hirnbein sehr gut handzuhaben weiß: »Bitte mit Initialen, Hut, Revierteil und Datum« – »Das krieg' ich ja auf dem winzigen Schädel kaum unter!« Am nächsten Tag sollte ich die lange Fahrt weiter fortsetzen, für ein langes Stück gleich auch noch. Drum bat ich mir nach dem etwas länger gewordenen Abend (die Brauerei, die das ortsansässige Feuerwehrfest versorgt, beliefert auch das Haus) aus, auf die Frühpürsch verzichten zu dürfen. »Meinethalben. Aber nach dem Frühstück brauch ich dich auf drei Viertelstunden. Wir gehen den Stoppelgeiger nochmal an.«

Wenn man einen Bock nicht herblatten kann, dann muss man ihn in seinem Schlafzimmer ärgern. Christoph führte mich durch Sakristei und Altarraum sozusagen direkt ins Allerheiligste. Sprich: Wir gingen mitten durch die Dickung in die Dickung. Dabei kamen wir nebstbei an einem der – sagen wir – speziellsten »Ansitze« vorbei, die ich jemals gesehen habe: Hinter einem Holunderbusch stand da ein reichlich bemooster weißer Plastikstuhl, eins von diesen stapelbaren, unbequemen Dingern, wie sie in jedem drittklassigen Freibadrestaurant zu finden sind. Wenn man von dort weit schießen wollte, dann auf die furchterregende Distanz von abgeschrittenen neun Metern. »Da sitzt einer von meinen ganz alten Ausgehern gern. Und er bringt eigentlich jedes Mal eine Sau mit.« Säulenheilige gibt es also auch auf der Jagd.

Nicht fern vom »Weitschussstand« fand dann auch Christoph unser Standel. Das sah so aus: Er stand mit dem Gesicht zu einer grad dem Maß entwachsenen Jungfichte, ich am nächsten Baum, also vielleicht nicht ganz einen halben Meter daneben. Seb drückte sich in gleicher Entfernung an den dritten Stamm, und dann begann Christoph zu blatten. Ich schaute mich kurz um und drehte dann das Zielfernrohr der Rabenprinzessin auf »kleinstmöglich«, weil das Schussfeld hier nicht viel weiter war als vom Plastikstuhl hinterm Hollerbusch aus.

Christoph spielte das ganze Repertoire rauf und runter. Samt Variationen, Harmonien und voller Orchestrierung. Der Stoppelgeiger hörte



das auch. Er stand gemütlich hinter uns und lauschte ergriffen der Darbietung. Erst als ich aus dem Augenwinkel sah, dass Seb käsebleich vor Aufregung erst mit dem Kinn, dann mit dem Kopf und zuletzt mit dem Finger nach der Seite hindeutete, sah ich auch den Bock. Der Stoppelgeiger stand meinem Neffen mehr oder minder auf den Zehen. Mein Umdrehen hielt er noch aus. Aber dass ich die Waffe hob, das nahm er dann doch übel. Zudem war das Konzert zu Ende, Christoph verschwieg. Der Stoppelgeiger schreckte artig Beifall und tat das, was man nach Ende eines Konzerts so macht: Man verlässt den Saal und begibt sich ans Buffet. Ich lachte, Seb grinste, und der Jagdherr seufzte: »Ja, dann musst du halt nächstes Jahr nochmal herkommen.« Als ich im Auto saß und mich auf die Reise nach Süden machte, weiteren brunftigen Böcken hinterher, konnte ich den unvermeidlichen Dialog zwischen Vetter und Neffe, zwischen Jagdherr und Pürschführer, im inneren Ohr deutlich hören: »Da blattet man den Kerl durchs ganze Revier, und dann bringst du den grad mal an einen miserablen Spießer!« – »Ja, aber im Gegensatz zu dir hab' ich ihn wenigstens zu Schuss gebracht.« Allein das war die Reise wert.

Es gibt Sätze, die sagt man mir nicht ungestraft, besonders, wenn sie das Verbum »wiederkommen« enthalten. Übers Jahr fuhr ich wieder ins Fränkische, diesmal von Böhmen her, und meine Blattzeit ging zu Ende. Die Tage in Franken würden den Schlusspunkt einer anstrengenden und moralisch schlauchenden Blattzeit bilden. Da war wenig recht gesprungen, das Wetter hatte dauernd gewechselt, ich hatte schlecht geschossen. Auch wenn ich ein gutes Dutzend Böcke erlegt hatte: Es war keine von den ganz guten Blattzeiten gewesen – oder vielleicht war es genau deswegen eine der großen und wichtigen. Es tut nicht gut, wenn alles immer glatt von der Hand läuft, alles immer wie im Lehrbuch abgeht. Man wird dann übermütig, und da hilft es, wenn man vom Herrgott wieder an den rechten Ort zurückgestellt wird.

Ich war müdegejagt, körperlich wie innerlich. Freute mich auf einige Tage bei lieben Verwandten, auf lustige Abende mit Frotzeleien und Respektlosigkeiten und hoffte, danach aufgeräumt und erfüllt zu Hause bei meiner Frau und den Hunden anzukommen. Die Jagd und besonders die Blattjagd macht eigenartige Dinge mit mir: Lläuft es auf der Jagd nicht, dann schiebe ich das normalerweise auf das Schicksal, und dem ist man bekanntlich hilflos ausgeliefert. Aber läuft beim Blatten nichts, dann schreibe ich das meiner Unfähigkeit und meinem Versagen zu. Da mag ich in meinen Büchern und auf meinen Blattjagdseminaren noch so sehr lehren, dass die Blatterei kein Garantiegeschäft ist: Von mir verlange ich da mehr, weil ich ja bekanntermaßen ein herausragender Rehwildexperte bin. Sagen ja alle.

Aber die Reise, die war wunderschön. Auf meinen langen Blattfahrten nehme ich mir immer ein paar Stunden mehr Zeit und verlasse die vorgezeichneten Strecken, lasse mich ins Land und seine Schönheiten fallen. Die sind hier in der fränkischen Schweiz reich, und wer je in diesen Teil Oberfrankens kommt, der nehme jede Abzweigung von der großen Straße, die sich bietet. Ein nach oben offenes Auto ist hilfreich.

Auf jeden Fall kam ich recht aufgeräumt bei den Verwandten an. »Der Stoppelgeiger lebt fei noch!« Das war die Begrüßung. »Und jetzt schau, dass du dich fertig machst, wir gehen gleich raus!« Das war der Gestellungsbefehl. Ich fand irgendwo im Koffer noch ein halbwegs sauberes Jagdhemd. Der Rest war wurscht, ich lebe in der Blattzeit ohnehin in der Kurzledernen. Christoph wartete im Burghof auf mich, packte mich ins Auto und verfrachtete mich ins Revier.

Die Stoppel, auf der mein Bock die namensgebende Geigerei einst versucht hatte, liegt einen kurzen Kanonenschuss von der Burg entfernt nach Nordwesten. Da rollt sich ein langer Hang von der Straße her hinauf, der durch eine Vielzahl von Schacherln unterbrochen ist. Wir fingen ganz unten an, in einem tiefen Krautgraben nah der Straße, und blatteten uns dann mehr oder minder anblickslos nach oben. Ein dum-

mer Jährling schaute aus dem Busch, eine Geiß kam herein, das war es dann auch. Kurz vor Sonnenuntergang hatten wir uns so weit den Hang heraufgearbeitet, dass wir auf einem Leitersitzel hockten, das schon recht nah beim Einstand des Stoppelgeigers an einem Windschutz stand.

Das ist ein kleines, eingezogenes Feld hier. Links der Leiter zieht sich bald der Wald den Berg hinauf, nach rechts geht es über eine Kuppe in einen kleinen Einschluss, schräg nach Nordosten vis-à-vis liegt ein vorspringendes Wäldchen. Das sieht gut aus. Auch wenn es heißt, dass man den Bock nicht vom Dunklen ins Helle rufen soll sondern umgekehrt: Erstens geht es in diesen Feld-Wald-Revieren oft nicht anders, zweitens hält sich das Rehwild gottgedankt nicht immer an die vom Menschen aufgestellten Regeln. Christoph legte los. Sein Blatterarsenal ist durchaus beachtlich und dem meinen in einigen Punkten überlegen: Während ich mein Instrumentarium vom Großvater ererbt habe, hat er sich seines weitestgehend selbst gebaut. Wo meines im Schüttwurf in einem alten, abgewetz- zinnblechernen und mit grünem Leinen überzogenen Brillenetui wohnt, hat er seines einer hochnoblen Ordensschatulle aus rotem Saffian inkorporiert. Da liegen nun die von seiner Hand geschnitzten Instrumente in eigens aus lodengrünem Filz eingerichteten Fächern und sind sofort zur Hand für gezielte Verwendung, ich muss da immer erst etwas wühlen. Wahrscheinlich schlagen da unsere Berufe durch: Christoph ist Steuerexperte, mithin ein chaosbeherrschendes Genie. Ich bin Journalist, demzufolge ein geniebeherrschter Chaotiker.

Ich weiß nicht mehr, welches Pfeiferl er gezückt hatte. Aber der Bock kam umgehend. Sprang aus dem Wäldchen gegenüber quer über die Stoppel auf uns zu. Machte brav halt auf erst hundertfünfzig Schritt. Kam auf schnellen Rufwechsel vorsichtig etwas näher, verhoffte abermals unschlüssig. Gab so ausreichend Zeit zum Ansprechen. »Passt. Den kannst du schießen!« Stand aber nicht breit, und wenn mir ein Bock so »serviert« wird, dann soll auch alles richtig sein.

Abermaliger Instrumentalwechsel, erneuter Bockanruf. Erwähnter stakst stechschrittlings einiges näher, verhofft spitz her. Die Büchse ist längst im Gesicht, ist gespannt, der Finger ruht am leichten Zügel. Im Absehen zeigt sich ein Braver, ein sehr Braver sogar. Hoch hat er auf, kahl sind die Stangen, die Rosen tropfen schon. Die Vereckung steht scharf, da mag keiner ohne Gegenwehr dreinfahren. Unentwegt äugt herum, sucht den Ort des Rufs, sucht den Fleck Rot, sucht die Gestalt der Geiß. Findet nicht. Wird scheu. Aber da ist ein Trieb in ihm, der weiterwill. Der Leben geben will, und das ist grad wichtiger als Leben behalten.

Ganz sauber klingt ihm das nicht da vorn. Das kommt irgendwie falsch daher, nicht nach Ton, sondern nach Ort. Das hängt zu hoch. So hoch steht kein Weib, das so nah klingt. Ob es doch eine ist, die drüben überm grauen Band mit den bösen, schnellen Lichtern auf der anderen Talseite steht? Dafür klingt der Ruf zu nah. Zu laut. Auch wenn er jetzt leiser wird, weicher: Waren da unterwegs, mehr blind als wach, getrieben von Geilheit. Die waren danach nicht mehr gesehen, und am Fleck roch es böse. Da fallen wir nicht drauf rein, nicht wahr? Da drehen wir uns weg, da wenden wir uns zur Flucht, nicht wahr?

Doch vielleicht ist es auch nur eine Täuschung, weil es heute gar so heiß ist am Abend: Da mag der Talwind den Ton schon bös vertragen. Da mag doch eine im Busch stehen, heiß, lebendig, willig. Wittern kann man sie nicht bei dem Wind, aber sie ruft doch. Sie ruft, das Leben ruft, die Zukunft. Da wollen wir doch genauer hinhorchen, auch wenn wir uns zu dem Ding da aus weißen Bäumen breit drehen, zu diesem ungelenken Gewächs aus Winkeln, die nichts Gutes heißen. »Tod« heißen diese Dinger, und sie haben schon manchem das Leben genommen. Donner kam von dort und Blitz, und danach roch es auf der Statt lang nach Übel. Aber mag es noch so schlecht riechen: Da hinten ruft das Leben und was ist darüber der Tod und sein Gestank?

Er stand unschlüssig da, spitz auf mich her. Jetzt kam er einige Schritt näher, von vielleicht siebzig auf vielleicht fünfundfünfzig. Das ist eine dumme Grenze auf einen spitz stehenden Bock. Sonst im Jahr schösse man da nie, aber in der Blattzeit heißt es, alle Gelegenheiten zu nutzen, auch die weniger idealen. Aber so nah, wie er jetzt steht, da müsste man aufs Kragenknöpfel halten damit der Schuss sofort tödlich wäre, und dann zerschösse man den Ziemer der Länge nach. Das will man auch nicht. Lassen wir ihn näherkommen, auf die Gefahr hin, dass er merkt: Da droben im Baum sitzt keine Geiß. Da sitzt nur der Feind. Jetzt hat der Bock diese feingezogene Grenze unterschritten, jetzt muss er den üblen Braten riechen. Gleich wird er abspringen, aber davor wird der das Blatt weisen für den Bruchteil einer Sekunde. Das ist der Moment, der alles entscheidet.

Das Aug sieht, wie die Muskeln sich spannen. Das Auge spricht und übertönt alles, was sich sonst noch meldet. Das Auge herrscht. Zwingt das Absehen auf das sich breitreuhende Blatt. Rechnet die Korrektur ein, die es für diese Bewegung braucht. Gibt dem Finger Bescheid, der am Zügel steht. Lässt ihn das kleine bisschen Druck zugeben, dass die Rast weicht und das Schlagstück nach vorn saust. Es findet den Bolzen, schiebt ihn nach vorne dem Zündhütchen zu. Dort wird er einsinken, wird Funken schlagen, das Pulver in Brand setzen, die Kugel aus dem Lauf und mit ihr den Tod ins Land und aufs Wild senden. Doch anstatt dessen sendet die Büchse nur ein lautes »Klack«. Der Schlagbolzen fällt ins Leere, da ist keine Patrone im Lager. Der Depp hinterm Holz hat vergessen zu laden.

Natürlich war der Bock weg. Die Fehlzündung mochte er noch ausgehalten haben, so perplex wie er dastand. Auch das scheppernde Nachladen hätte ihn womöglich nicht gestört, und vielleicht hätte es auch noch einen Nachschuss gelitten. Aber neben mir begann Christoph zu zittern, das ging dann bald in ein Vibrieren über, dann schüttelte es ihn am ganzen Körper als hätte er einen Gripeschub, und schlussendlich

brach er in erst wimmerndes, dann schallendes Gelächter aus. Auch ein Rehbock in der Brunft hat seine Schmerzgrenzen.

Der Bock war weg, laut schimpfend natürlich. Und mit jedem »Böuhh!« kam bei Christoph ein neuer Lachanfall. Ich wollte mich eigentlich so richtig über mich selber ärgern, denn der Bock war recht ordentlich: gut hoch auf, schön massiv, gut geperlt, anständig vereckt. Und wie er da so über die Wiese absprang und alle paar Fluchten kurz verhoffte, sich nochmal umwandte und ein weiteres, höchst indigniertes Schrecken von sich gab, wuchsen seine Stangen jeweils in allen verfügbaren Dimensionen um noch einige Gramm und Zentimeter. Als er so auf 120 Schritt weg war, hatte er sicher bereits hohes Gold. Und da muss man sich doch ärgern! Allein schon wegen Moral und sittlicher Nutzenanwendung. Aber Christoph, der sich inzwischen vom hochrespektablen Jagdherrn in einen konvulsivisch zuckenden Lachsack verwandelt hatte, der jedes Mal, wenn er in mein blödes Gesicht schaute, in eine noch heftigere Explosion geriet, der steckte mich irgendwann an. So hab' ich mich dann halt mit ihm gemeinsam selber ausgelacht. Das ist in Sachen Moral und sittlicher Nutzenanwendung eigentlich noch eins peiniger und damit sinnvoller. Eines hätte ich aber gerne gewusst: Was sich der Bock bei der ganzen Nummer gedacht haben mag.

Am nächsten Morgen war ich mit Seb auf der Frühpürsch, und mein Neffe setzte alles daran, den Onkel zu Schuss zu bringen. So mag ich das, denn inzwischen habe ich ein Alter erreicht, das mich zumindest familienintern bei zumindest der jungen Generation wenigstens am Rande zu einer Art Respektsperson macht. Aber egal, welches Eck er auch aufsuchte – und es waren viele an dem Morgen und am Abend auch – es lief nichts. Mal war in den Buchenrauschen schlicht zu wenig Schussfeld da, als dass man irgendwas hätte ansprechen oder gar anrichten können, mal war der Stand gut, aber der Bock grade anderweitig mit dem Echtleben beschäftigt, und wenn ein Bock kam, dann war er nicht passend. Oder er kam unten am Hang hinter den alten Bauernga-

ragen, die da irgendwo in der Landschaft lagen, die mit dem kleinen Wald dahinter, unter dem die kleine eingeschlossene Wiese lag, kam da also ganz langsam und vorsichtig herangeschlichen, zeigte lang sein Haupt nicht. Nur Seb, der die Bewegung überhaupt als Erster realisiert hatte, der hatte in einer kleinen Lücke genug gesehen, um eindeutig einen kapitalen Knöpfler anzusprechen, fast noch knöpflerkapitaler als der vom Vorjahr. So gestikulierte er mit immer mehr und irgendwann schier verzweifelt Nachdruck, dass ich doch endlich schießen solle – aber ich hatte halt nicht das kleinste Fitzelchen Leben frei. Und als das Leben dann frei war und ich das Fadenkreuz draufsetzen wollte, ging das Glas kurz übers Haupt und sah zwei Lauscher und sonst nichts. War halt leider eine Geiß.

Ich weiß ehrlich gesagt nicht mehr, was sich auf der Morgenpürsch ereignet hat tags drauf – und ob es überhaupt eine gegeben oder ob ich ausgeschlafen hatte. Jedenfalls fand ich mich am Vormittag auf einer Faulpürsch unter Christophs Führung wieder – und das war einer der schönsten Blattgänge, an die ich mich erinnere. Er ging lang und durch verwunschenste Ecken. Angefangen hatten wir mehr oder minder hinterm Haus, und versuche ich heute, den Gang auf der Landkarte nachzuverfolgen, dann verliere ich mich irgendwo nach dem zweiten oder dritten Stand. Einmal saßen wir auf einem kleinen Felskopf irgendwo im Wald über einem steilen Abhang, wie man sie hier in der Fränkischen Schweiz oft hat, dann wieder standen wir in einer finsternen steilen Leite, wo unten ein zu junger Bock hinter der Geiß herlief, und schlussendlich ging es einen ewig langen Ziehweg tief in den Wald hinein. Vielleicht kennt mein Leser dieses Gefühl: Da führt man dich in einem fremden Revier so weit hinein, dass du dich am Rand der Welt wäht und fürchten magst: Noch fünfhundert Meter weiter, dann stürzt man ins Nichts. Dort war ein kleines Standl, dort richteten wir uns ein. Christoph blattete, ich hatte in vielen anderen Revieren in dem Jahr

genug geblattet – für mich selbst und für Freunde. Zudem kann er es hervorragend, und lernen mag ich immer noch gern.

Ob es meinem Leser am Blattstand auch so geht, ob er dort auch so fühlt? Ich für mich weiß nach wenigen Minuten (fünfzehn oder zwanzig vielleicht) eigentlich recht genau: Taugt es oder taugt es nicht. Ich kann das an nichts festmachen, außer daran, dass es sich hier und jetzt oder da und dort halt so anfühlt. Und hier fühlte es sich richtig an, auch als nach guten zwanzig Minuten der Blatterei sich rein gar nichts bewegte. Noch nicht einmal der Vogelsang ließ irgend etwas Genaueres wissen. Aber: Hier wollte es länger probiert sein. Ich drehte mich kurz zu Christoph um, der grinste und nickte nur. Zwei Jäger, ein Gedanke.

Man lässt es nach so langen Blattstrophen besser ein wenig still werden. Der, der gemeint war, der mag den Ruf schon gehört haben, und mag schon lang losgebummelt sein und irgendwo verhoffen – gerade, wenn man das große Geschrei verwendet hat, so wie mein hiesiger Jagdherr und Schwippschwager. Dann steht der, der gemeint war, gern irgendwo im Dickert und schaut, ob er das Treiben sieht, das zu diesem Laut gehört, ob er den Reigen im trockenen Laub am Boden vernimmt. Der geht dann nicht weg, der wartet. Ich studierte das Gelände etwas eingehender: Der Stand war oben auf einem kleinen Plateau, den Hang links hinunter ging es auf eine Schonung zu, rechts weiter oben war Fichtenhochwald, der sich bis auf einen Schrotschuss vor mich hinzog. Um uns standen hohe Buchen und Eichen. Alles war hübsch verschattet, nur weit vor uns, halblink nach vorn unten am Hang war eine helle Stelle, da mochte die Welt zu Ende sein oder eine Wiese anstoßen.

Irgendwann fing Christoph wieder an zu blatten, sehr verhalten und leise zuerst, dann allmählich lauter und fordernder, immer mit ausreichend langen Pausen dazwischen. Und irgendwann huschte etwas durch den lichten Fleck. Geisterte ein wenig in der Dickung hin und her, und dann war's ein Bock. Der Bock. Der Stoppelgeiger. Von Christoph kam nur ein leis gezischtes: »Das isser!« Ich glaube, dass ich den Bock im



selben Moment selbst wieder erkannt hatte: zurückgesetzt zwar, nicht mehr die satte Höhe vom Vorjahr, aber die selbe Stellung, die gleiche leicht geschnürte Form der Stangen. Kam unten am Hang daher und äugte dauernd zu uns herauf. Da war ein Auffahren und Anschlagen nicht möglich. Ich verharrte, bis der Bock kurz hinter einem dicken Eichenstamm verschwand, dann ging ich ins Gesicht, hielt auf die Stelle, an der er gleich wieder auftauchen musste und wartete. Und wartete. Und wartete. Ich habe nicht auf die Uhr gesehen, aber das waren lange Minuten, und von denen nicht wenige. Christoph und ich haben uns später auf eine gute Viertelstunde geeinigt.

Der Sitz respektive sein Sitzbrett war so angebracht, dass man auf der Saujagd direkt hinunter zur Schonung aufpassen konnte, aber um einen möglichst weiten Aktionsradius zu haben, hatte ich mich – der jagdherrlichen Anweisung folgend – rittlings auf das Brett gehockt. So saß ich jetzt verdreht da und konnte mich nicht rühren. Viel weiter auf uns zu durfte der Bock nicht mehr ziehen, denn nach links konnte ich mich nicht mehr viel weiter wenden. Ich konnte nur hoffen, dass der Bock irgendwann langsam wieder loszöge. Blatten darf man in einer solchen Situation auf gar keinen Fall mehr, denn dann zischt einem der Bock wahrscheinlich direkt vor die Füße, sodass der Schuss unmöglich wird.

Da war er immer noch. Musste er sein. Wäre er zurückgewechselt, hätten wir ihn gesehen, egal, in welche Richtung er gegangen wäre. Nur stichgrad von uns weg hinterm Eichenstamm hätte er ziehen können, aber dann hätten wir ihn im trockenen Laub erstens gehört, und zweitens hätte Christoph, der links versetzt hinter mir stand, ihn entdeckt. Aber er sah nichts, und ich sah nichts. Der Bock stand wie angegossen hinter seinem Eichenstamm und rührte sich nicht – zumindest nicht so weit, dass ich ihn hätte sehen können. Mein Kreuz zwickte, die Beine schiefen mir ein, und die Arme begannen schön langsam zu verkrampfen. So konnte das nicht gut gehen. Im Zeitlupentempo hob ich ein

Bein, so gut es halt ging, hoch, bekam es relativ lautlos übers Sitzbrett, drehte meinen Allerwertesten und mich dann so, dass ich zumindest jetzt gerade auf den angedachten Schussbereich zu saß. Dafür war ich jetzt so gemein nah an der Standbrüstung, dass ich mir die Knie am Holz anstieß und mit dem Auflegen war's auch nicht mehr so ganz das Rechte. Also: Hintern lüpfen, Brett mit den Kniekehlen langsam nach hinten schieben, dabei trotz eingeklemmter Wampe nicht schnaufen, auch sonst keinerlei Geräusch machen – all das mit dem flehentlichen Gebet im Herzen, der blöde Bock möge sich grade jetzt nicht aus seiner (und damit auch meiner) Deckung herausbegeben. Dass Christoph sich das alles angesehen hat, ohne einen Lachkrampf zu bekommen, rechne ich ihm hoch an: Ich bin fast 1,90 m hoch, deutlich übergewichtig und so beweglich wie eine Ballerina im 110. Lebensjahr. Es gelang trotzdem. Irgendwie. Schön war es sicher nicht anzusehen, und grazil – na ja, so grazil halt ein Nilpferd mit Hüftarthrose ist.

Das Warten war jetzt zumindest einfacher, aber langsam sank bei mir der Glaube. Der Bock musste zwar noch, aber er konnte eigentlich nicht mehr da sein. Nicht bei all dem Geschiebe und Gedrückte auf dem Stand, nicht bei meinem Gekeuche. Nun, mochte er halt weg sein. Halt noch ein paar Minuten zuwarten, anstandshalber. Hatte nicht sollen sein. Waren ja auch genug Blattböcke in diesem Jahr. Dreizehn – oder waren es doch vierzehn gewesen? Die schießt ein anderer in drei Jahren nicht. War so oder so eine sehr gute Blattzeit. Es reicht ja auch irgendwann. Und dann kam ein einzelner Lauf hinter der Eiche heraus, plätzte zweimal und zog sich wieder zurück.

Ich weiß nicht, wie lang der Bock uns noch hat warten lassen. Als er dann endlich hinter der Eiche herauskam, zog er schräg nach unten weg. Unten, hinter Ästen und Sträuchern stellte er sich dann breit, und vom Leben war nicht viel frei, aber genug. Auf den Schuss flüchtete er ansatzlos in die Schonung und war weg. Nach all der Warterei mit Verspannung und Sitzakrobatik war ich mir nicht mehr sicher, ob er

die Kugel hatte. Ich drehte mich zu Christoph um, mehr hoffnungsvoll feststellend als fragend. »Aber der hat schon, oder!?« – »Ja, glaub schon. Müssen wir halt nachschauen.« Er lag drinnen in der Schonung, zwanzig Schritt vielleicht vom Anschuss. Wir haben nicht viel geredet. Christoph ging irgendwann, das Auto zu holen, das ziemlich weit weg war, und ließ mich beim Bock allein. Ich war froh darum. Saß lang da und hielt ihm still die Wacht, bevor ich ihn aufnahm und zum Forstweg brachte.

Jetzt ist es Ende Mai. Bald ist wieder Blattzeit. Dann werde ich wohl wieder nach Franken fahren – aber diesmal nicht, um dort zu blatten. Auf ein Abendessen und eine Übernachtung, und um dort zwei Böcke abzuholen, für die an meiner Wand ein Platz frei ist.

DER STOPPELGEIGER

